



Unterricht im Freien in Berlin, im
Hintergrund der Turm des Roten
Rathauses, um 1948.
Foto: Max Ittenbach

HERIBERT PRANTL | WOLFGANG VOLLMER

DIE
JUNGE
REPUBLIK

KINDHEIT UND JUGEND IN WESTDEUTSCHLAND | 1949–1990

Greven Verlag

Eine Straßenbahn der Linie 9
fährt durch Hamburg, 1949.
Foto: Hugo Schmidt-Luchs





Mädchen schauen zu, wie
Arbeiter Trümmer abtragen,
Berlin 1949.
Foto: Friedrich Seidenstücker

DIE JUNGE REPUBLIK

DIE JUNGE REPUBLIK	9
DIE 1950er-JAHRE	
Conny Froboess: Pack die Badehose ein	46
Astrid Lindgren: Pippi Langstrumpf	75
DIE 1960er-JAHRE	
Gitte Hænning: Ich will 'nen Cowboy als Mann	96
J.R.R.Tolkien: Der Herr der Ringe	107
DIE 1970er-JAHRE	
Reinhard Mey: Über den Wolken	150
Bettina Wegner: Kinder	157
Christiane F.: Wir Kinder vom Bahnhof Zoo	197
DIE 1980er-JAHRE	
Markus: Ich will Spaß	204
Michael Ende: Die unendliche Geschichte	219
Register	254

DIE JUNGE REPUBLIK

Heribert Prantl



Kinder mit Hula-Hoop-Reifen
auf einer Straße in West-Berlin,
1958.

Zu Beginn der Bonner Republik haben die Kinder gehungert, an ihrem Ende gab es die Süßigkeiten im Supermarkt in der Sonderangebot-Großpackung. In dieser Zeit wurden Atomkraftwerke gebaut (und bald nach dem Ende der Bonner Republik wieder abgeschaltet), in dieser Zeit durften die Kinder nicht mehr auf den Spielplatz, weil ein Atomkraftwerk explodiert war. Im Jahr 1963 sang Bob Dylan erstmals »The Times They Are A-Changin'«. Es ist die Hymne dieser Republik.

Für uns Ältere ist dieses Buch wie ein Klassentreffen. Es ist eine Wort- und Bildgeschichte darüber, wie unser Land war, als wir klein waren und groß geworden sind. Wir schauen und lesen in diesem Buch das nach, wovon wir damals Angst hatten, worauf wir stolz waren, wonach wir uns gesehnt haben. Wir begegnen unserem Leben wieder, das wir schon teilweise vergessen hatten. Das ist nicht einfach nostalgisch, das ist lehrreich, weil wir Älteren wieder spüren, wo wir herkommen – und weil die Jüngeren und die ganz Jungen die Welt studieren können, in die damals ihre Mütter und Väter, ihre Omas und Opas hineingeboren wurden, was sie geprägt hat und was sie als junge Menschen gestaltet haben. Wir Kinder der Nachkriegszeit waren Kinder derselben Zeit, aber nicht der gleichen Eltern. Da war das Kind des Vaters, der erst im Winter 1955, nach der Moskaureise von Bundeskanzler Konrad Adenauer, aus der russischen Gefangenschaft zurückkam. Da war der Sohn des Industriellen, der auch unter den Nazis erfolgreich gewesen war. Da war die Tochter der Frau, deren drei Brüder in Italien, in Frankreich und im Rheinland »gefallen« waren, wie man damals sagte. Kinder wurden wegen Unterernährung für mehrere Wochen zum Aufpäppeln in Kinderheime gebracht, Kinder klauten Kohlen; »Fringsen« nannte man das in Köln – nach dem damaligen Erzbischof Josef Kardinal Frings, der in seiner Silvesterpredigt 1946 sinngemäß erklärt hatte, dass man sich in äußerster Not das zum Überleben Notwendige nehmen dürfe. Kinder gingen, manchmal hungrig, in ungeheizte Schulen. Kinder hatten Väter, die der Krieg körperlich und seelisch gebrochen hatte; viele wuchsen ohne Väter auf. Manche der älteren Kinder hatten Bombennächte hinter sich und behielten bis ins hohe Alter eine zitternde Grundangst, wenn sie Flugzeuge oder Sirenen hörten; andere waren in den letzten Kriegsmonaten noch Flakhelfer gewesen oder hatten nach Bombardierungen Leichen geborgen. Die Welt der 1950er-Jahre war für viele eine Welt des Auferstehens aus Ruinen; es war eine Welt der Entbehrung, aber auch des Aufbaus, der schon bald zum Wirtschaftswunder wurde. Die Kinder und Jugendlichen wussten nicht viel vom Marshallplan der Amerikaner und von den politischen Ereignissen. Vielleicht hörten sie mit ihren Eltern im Radio von den Verfassungsberatungen auf der Insel Herrenchiemsee und von den Rosinenbomben; so hießen in Berlin die Flugzeuge der Alliierten, die während der Luftbrücke 1948/49 die von den Sowjets abgeschnittene Stadt West-Berlin mit Lebensmitteln versorgten. Groß im Einsatz waren die viermotorigen Douglas C-54 Skymaster der US-Amerikaner. Die Piloten warfen auch Schokolade und Süßigkeiten an kleinen Fallschirmen für die Berliner Kinder ab.

Eine Freundin erzählt, wie sie im Nachkriegsköln zu sechst – die Eltern und die vier Kinder – in einem Zimmer geschlafen haben und wie sie noch bis 1960 über Trümmergrundstücke zur Schule ging. Es war dies die Welt, in der die Gewerkschaften die Fünf-Tage-Woche propagierten. »Samstags gehört Vati mir« stand zum allerersten Mal am 1. Mai 1956

großflächig auf den Plakaten; und diese Plakate blieben präsent, bis die 40-Stunden-Woche ab den 1960er-Jahren tarifliche Realität wurde. Es war eine Welt ohne Handys und ohne Internet, dafür aber mit vielen Münzfernsprechern an den Straßen und Plätzen. Vor den Telefonzellen wartete meist eine Schlange von Menschen auf das Zwanzig-Pfennig-Telefonat. Und daheim im Wohnzimmer wartete ab dem Ende der 1950er-Jahre das Fernsehgerät, ab 1963 mit zwei Programmen in Schwarz-Weiß, die um 16 Uhr mit einer Kindersendung begannen und um Mitternacht mit dem Testbild endeten.

Das Fernsehen löste das Radio nicht ab. Das Radiogerät stand weiterhin, als meist sehr stattliches Möbel, in der Wohnküche. Im Wohnzimmer, so es eines gab, stand das neue Schwarz-Weiß-Fernsehgerät. Es war ein Wirtschaftswunderindikator: 1954 waren erst 11 500 Geräte angemeldet, 1955 schon hunderttausend, 1957 wurde die Millionengrenze überschritten. Das Fernsehen wurde zum Massenmedium, und die Geräte wurden auch deutlich billiger, kosteten aber immer noch um die 600 Mark. Dafür arbeitete damals ein Lehrer zwei Monate lang. 1960 gab es knapp 3,5 Millionen angemeldete Teilnehmer. Für das Fernsehgerät der Firma Graetz, später Schaub-Lorenz, wurde geworben mit dem Satz: »Wir sind so gern daheim.«

Wir sind daheim – da sprach die Kleinfamilie als Kollektivsubjekt, da sprachen die Eltern und die Kinder scheinbar mit einer Stimme. Das Fernsehgerät wurde zum Zentrum eines couchorientierten Binnenraums, in dem Konflikte unsichtbar blieben. Die Werbung für den Fernseher versprach: Mit dem Gerät wird das Wohnzimmer zum Ort der Weltteilnahme und des idealen Familienlebens. Die aus den USA importierten TV-Serien mit jeweils einer tierischen Hauptfigur und einem kindlichen Protagonisten hießen »Fury« (ein schwarzer Hengst), »Lassie« (eine kluge Collie-Hündin) und »Flipper« (ein zutraulicher Delfin); sie lieferten die Bilder eines geordneten US-Familienalltags, in dem kleine Probleme im Rahmen klarer Hierarchien gelöst werden. Diese Serien brachten die amerikanische Middle-Class-Familie ins bundesdeutsche Fernsehen: weiß, ländlich oder kleinstädtisch, mit einer Vaterautorität und einer meist unpolitischen Alltagswelt. Sie zeigten exotische Bilder wie Ranch und Ozean, ohne die bürgerliche Ordnung und geschlechtsspezifische Rollen zu irritieren. Die kindlichen Protagonisten dieser Serien traten als kleine Helden auf: sportlich, höflich, sauber, mutig und naturverbunden, abenteuer- und leistungsorientiert.

Die Figuren der frühen heimischen, also bundesdeutschen Produktionen (»Sandmännchen« oder Stücke der Augsburger Puppenkiste) waren anders: Könige, Väter oder Lehrer erschienen da oft ein wenig lächerlich und lebenswürdig unzulänglich. Autorität wurde spielerisch relativiert, Gemeinschaft und Freundschaft zählten mindestens ebenso viel. Das Sandmännchen war eine großväterliche Figur, die die Kinder, oft auf einer Wolke kommend, mit den Worten begrüßte: »Nun, liebe Kinder, gebt fein acht ...«. So leitete es eine Gute-Nacht-Geschichte ein und streute am Ende Schlafsand. Bildung und Beruhigung fielen zusammen, das Kind wurde in einen geordneten Tagesabschluss geführt. Ganz anders war der Auftakt in »Fury«: Der Junge Joey ruft, Fury galoppiert durch die offene Landschaft herbei. »Na Fury, wie wär's mit einem kleinen Ausritt, hast du Lust?«

Die Firma Loewe-Opta warb mit »Fernsehen vereinigt die Familie«. Es gab eine solche familiäre Vereinigung, deren Anlass Fernsehgeschichte



Ein Junge verfolgt den Landeanflug eines »Rosinenbombers« auf den Berliner Flughafen Tempelhof, Mai 1949.



Das Fernsehgerät wird Ende der 1950er-Jahre Teil der Wohnzimmereinrichtung.

geschrieben hat – und für mich Lebensgeschichte. Es war am 7. November 1963, an einem Mittwoch, mittags zwischen 13 und 14 Uhr. Das Fernsehen berichtete zum ersten Mal live von einer Katastrophe – von der Rettung der Bergleute von Lengede. Das Wasser eines Klärteichs, dessen Sohle gebrochen war, hatte am 24. Oktober ein Bergwerk überflutet, zahlreiche Bergleute waren bei dem Unglück ums Leben gekommen. An jenem 7. November wurden noch elf Bergleute gerettet, die sich in einen Hohlraum geflüchtet hatten, den die Wasserfluten nicht erreichen konnten. Sie wurden, nach 14 Tagen ohne Nahrung und in völliger Dunkelheit, einzeln durch ein zuvor gebohrtes Bohrloch in einer torpedoförmigen Stahlkugel nach oben gezogen.

Ich war dabei, mein jüngerer Bruder Bernhard auch, meine Mutter und mein Vater ebenfalls – und Millionen weitere Menschen vor den Bildschirmen. Mein Vater, der jeden Mittag von seinem nahe gelegenen Büro zum Essen nach Hause kam, hatte eigens seine Mittagspause ausgedehnt (was er zuvor nie getan hatte und nachher auch nur selten tat). Damals, als die Familie atemlos vor dem Fernseher saß, hatte ich zum ersten Mal den Wunsch, später einmal als Journalist vor Ort, also noch näher am Geschehen zu sein; zum zweiten Mal wünschte ich mir das sechs Jahre später, bei der Mondlandung; da wäre ich gern in Cape Canaveral gewesen. Zwanzig Jahre später spielte die Katastrophe und die Rettung der Bergleute von Lengede in meiner rechtswissenschaftlichen Dissertation eine gewisse Rolle – auf Seite 119 der Arbeit mit dem Titel »Die journalistische Information zwischen Ausschlussrecht und Gemeinfreiheit«.

Den Werbeslogan von der Familie, die Fernseher mit Bildern aus der weiten Welt im Wohnzimmer vereinigt, hat der Kabarettist und Schauspieler Heinz Erhardt (geboren 1909 in Riga, gestorben 1979 in Hamburg), der im Nachkriegsdeutschland sagenhaft populär war, treffend ironisiert: »Das Fernsehen hat aus dem Familienkreis einen Familienhalbkreis gemacht«, sagte er. Der TV-Werbespruch von der Familienvereinigung überblendete auch die gleichzeitige Expansion außerhäuslicher Konsum- und Freizeitwelten, also Kino und Tanzlokal, später Auto und Urlaub: Wer »gern daheim« war, brauchte diese Sphären weniger, die ja auch viel Geld kosteten. Wenn man es sich leisten konnte, gab es noch einen erweiterten Halbkreis: Mittels Projektor und Leinwand wurde der Verwandtschaft und Nachbarschaft bei ritualisierten Diaabenden stolz das eigene Freizeit- und Urlaubsleben vorgeführt, gerne auch die Hochzeiten, die Feuerwehr- und Schützenfeste und das Großwerden der Kinder. Dazu gab es für die Gäste einen Käseigel und russische Eier als kulinarische Verlockung.

Wir sind so gern daheim? Wer nicht in so einem Gerndaheim war, weil er es gar nicht hatte oder wollte, weil es ihm zu eng war und zu spießig, wer Freiheit, Härte und Coolness suchte, wer daher mit dem Motorrad oder dem Moped auf- oder ausbrach, wer Lederklamotten trug, wer sich zwar männlich, aber gar nicht mehr zackig, sondern lässig gab, wer also die Hand in der Nietenhose (wie die Jeans damals hießen) hatte, die Füße in Cowboystiefeln, die Zigarette im Mundwinkel und die Elvis-Tolle auf dem Kopf – der war ein »Halbstarker«. Bei den Halbstarken handelte es sich ganz überwiegend um männliche Jugendliche, 15- bis 20-Jährige aus Arbeiter- und unteren Angestelltenschichten, meist mit Volksschulabschluss und in der Lehre, also schon früh mit eigenem Einkommen – und mit amerikanischen Vorbildern. Marlon Brando und James Dean verkör-

perten ja in ihren Filmen die jugendlichen Rebellen, die aus den engen Vorstädten und den kleinbürgerlichen Verhältnissen auszubrechen versuchten: Szenerien wie in »Der Wilde« (1954) oder in »Denn sie wissen nicht, was sie tun« (1955) waren stil- und mentalitätsbildend. Der Rock ’n’ Roll war mehr als nur Musik; er transportierte ein Verhaltensrepertoire; und er wurde genutzt, um Klassen- und Generationengrenzen sichtbar zu machen.

Die Halbstarken-Bewegung der 1950er- und frühen 1960er-Jahre war die einzige Jugendbewegung der Bonner Republik, die proletarisch-rebellisch verankert und getragen war; sie war keine explizit politische Bewegung, sie verkörperte aber, wie die späteren Jugendbewegungen auch, einen Generationenkonflikt, ihre cool-raue Männlichkeit war auf der Straße und in der Kneipe zu Hause; die bürgerlichen Teenager waren derweil in der Schule, im Vereinsheim, im Jugendheim oder in der Mensa. Die Rebellion aus dieser Schicht, die der 68er, kam später und definierte sich als explizit ideologische Revolte, als Aufstand gegen Notstandsgesetze, Vietnamkrieg, Kapitalismus und das Verschweigen der NS-Vergangenheit; es war eine Revolte aus der Mittelschicht, sie sah sich aber in der Tradition proletarischer Revolutionen.

Die Halbstarken-Bewegung war kraftmeierisch, aber nicht revolutionshuberisch. Nach Rock ’n’ Roll-Filmen und Rockkonzerten zogen bisweilen Gruppen randalierend durch die Straßen, Zeitungen dramatisierten das zu »Halbstarkenkrawallen« – die wurden sie aber oft erst durch das aggressiv-eskalierende, noch wehrmachtsgeprägte Verhalten der Polizei. Die Jugendzeitschrift mit dem großgeschriebenen Titel *Bravo*, die erstmals 1956 erschien, überführte das Rebellische in eine breiter akzeptierte, weniger konfrontative Szenerie. *Bravo* wurde zum zentralen Vermittler erst des Rock ’n’ Roll, dann der Beatmusik und prägte jahrzehntelang den Musikgeschmack der Jugendlichen, die ab jetzt Teenager hießen – und sich die riesigen Porträts der Popstars, »Starschnitt« genannt, übers Bett hängten. Der erste Starschnitt zeigte Brigitte Bardot. Bei Dr. Sommer und in den »Foto-Love-Stories« holten sich viele die Aufklärung, die sie von ihren Eltern nicht bekamen.

Die Bewunderung der ersten Nachkriegsgeneration für alles Amerikanische, für Coca-Cola, Elvis Presley, Bill Haley und »Rock Around The Clock«, für US-Mode und den »American Way of Life« – das alles war den Erwachsenen der Weltkriegsgeneration suspekt. Sie nannten den Jazz »Negermusik« und den Rock ’n’ Roll »Buschmusik«. Aber die Jugendlichen der 1950er- und frühen 1960er-Jahre waren glücklich damit und lehnten sich auf gegen die antiamerikanischen Ressentiments der Altvorderen. Die Grundeinstellung der Jungen beschrieb der Kulturosoziologe Kaspar Maase in einem Buch mit dem schön mehrdeutigen Titel »BRAVO Amerika«. Er bezeichnet darin den Bravo-gelenkten kulturellen Prozess als »domestizierende Kommerzialisierung«. Dreizehn Jahre nach James Dean wurde dann der politische Antiamerikanismus und der Protest gegen den Vietnamkrieg der USA zu einem Treibsatz für die 68er-Bewegung – die aber wiederum von amerikanischen Superstars wie Jimi Hendrix begleitet und geleitet wurde: Seine verzerrte und jaulende Gitarrenversion der US-Nationalhymne war ein schrilles Statement gegen den Vietnamkrieg. Heute wiedergehört klingt sie wie ein wütendes Statement gegen Donald Trump aus der Ewigkeit.



Fans bei einem Konzert mit Bill
Haley im Berliner Sportpalast am
26. Oktober 1958.
Foto: Benno Wundshammer

Gute alte Zeit?

Ich war noch ein Bub, als die Amerikaner ihren Vietnamkrieg begannen und ich meine erste Begegnung mit ihnen hatte. Es war in den frühen 1960er-Jahren. Durch unser kleines Städtchen in der Oberpfalz ratterten da zweimal im Jahr, zur Manöverzeit, die Panzer der US-Amerikaner, wohl auf dem Weg vom oder zum Truppenübungsplatz Grafenwöhr, dem damals und heute größten US-Truppenübungsplatz in Deutschland. Bei der Engstelle am Ortseingang, dort, wo das Elternhaus meiner Mutter stand, blieb der erste Panzer stehen, um die Lage zu sondieren. Angestachelt von meinen Freunden Josef und Fritz kletterte ich einigermaßen furchtlos hinauf auf den Panzer, um dem Soldaten, dessen behelmter Kopf aus dem Turm schaute, den sorgsam gelernten Spruch »Chewing gum, please« zuzurufen. Der Ruf hatte Erfolg – und die Kauerei gehörte von da an bei mir zur lässigen Lebensart. Es war meine erste Bekanntschaft mit einem mir bis dahin fremden Geschmack; die zweite war dann, ein paar Jahre später, die Pizza, die ich erst einmal, des bunten Aussehens wegen, für einen Obstkuchen hielt und sie nur hinunterwürgte, um mich bei meiner Schuldfreundin Margit nicht zu blamieren; mein drittes kulinarisches Experiment war dann der Opatija Grill mit seinen Fleischbergen auf den Tellern.

Das alles ist noch nicht verdamp lang her; aber die Zeit ist trotzdem verdamp weit weg. Es war eine Zeit, in der die Gleichberechtigung zwar im Grundgesetz, aber ansonsten am Herd stand. Im und nach dem Krieg hatten die Frauen zwar häufig und notgedrungen ihre Eigenständigkeit und Tatkraft unter Beweis gestellt, aber nur wenige Jahre später änderten sich die Verhältnisse wieder. Die Hausfrauenehe war in den 1950er-Jahren die gesellschaftliche Norm, die Mutter die zuständige Instanz für Erziehung und Fürsorge; der Vater der Ernährer und Bestimmer. Der *Spiegel*-Journalist Jürgen Leinemann, Jahrgang 1937, erinnerte sich später an die Familienporträts, wie sie in gutbürgerlichen Kreisen der Berufsfotograf machte: Der Vater in der zentralen Position, meist steht er, die Mutter sitzt, die Kinder gruppieren sich krampfhaft locker drum herum. »Doch selbst wenn Vater sitzt – immer aufrecht, immer in Positur –, ist der optische Gesamteindruck eine Pyramide, deren Spitze er bildet«, so Leinemann. »Der Vater ragt heraus. Das ist er seiner Autorität einfach schuldig.«

Das Recht, das Familienrecht zumal, ist wie eine Fotografie; Recht ist Zeitgeist, meist ein in Paragraphen gefasster alter Zeitgeist. Das Familienrecht, so wie es sich im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) und in den juristischen Kommentarwerken und Lehrbüchern der ersten Nachkriegsjahrzehnte darstellte, entsprach den Fotos: Im Familienrecht galten, trotz des Gleichberechtigungsartikels im Grundgesetz, noch die alten Regeln des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus dem Jahr 1900: Der Mann gab der Frau und den Kindern seinen Namen, er bestimmte den Wohnsitz, er verfügte allein über das Vermögen seiner Frau und über ihre Berufstätigkeit, er konnte jederzeit ihr Arbeitsverhältnis kündigen; er hatte auch die sogenannte väterliche Gewalt, entschied also allein über Umgang, Schule und Ausbildung der Kinder. Das Grundgesetz hatte zwar 1949 die Weichen ganz neu gestellt. Artikel 3 Absatz 2 schrieb fest: »Männer und Frauen sind gleichberechtigt« – ohne Wenn und Aber. Und dem Bundestag wurden vier Jahre Zeit eingeräumt, um entsprechende Neuregelungen im bürgerlichen Recht zu verabschieden, doch die Regierung Adenauer ließ erst einmal alles so, wie es war, das erste Bundeskabinett hatte noch

nicht einmal einen Familienminister. Als Adenauer dann einen berief, er hieß Franz-Josef Wuermeling, erklärte der bei seinem Amtsantritt, sein Ministerium sei eine Abwehrinstanz gegen die Gleichberechtigung der Frau.

Als dieser Mann vom Bundesverfassungsgericht gezwungen wurde, ein Gleichberechtigungsgesetz auszuarbeiten, blieb die Hausfrauenehe sein Ideal. Ein Kämpfer für die Gleichberechtigung wurde Wuermeling nicht. Diese Rolle übernahm von Anfang an sehr entschlossen das Verfassungsgericht. Es zog den Bundestag, es zog die Gerichte, es zog die lange Zeit sehr männliche Wissenschaft vom Familienrecht hinter sich her. 1978 erging die erste von mehreren Entscheidungen zum Namensrecht der Frau – sie bedeutete, dass von da an beide Eheleute ihren bisherigen Namen behalten konnten. Stück für Stück, Entscheidung für Entscheidung bereitete Karlsruhe der Emanzipation der Frau in Ehe und Familie den Weg. Im Familienrecht war die patriarchale Steinzeit schon am 29. Juli 1959 beseitigt worden. Bis dahin war es so: Wenn sich Vater und Mutter über wichtige Fragen der Kindererziehung stritten, hatte am Ende immer der Vater das letzte Wort, und seine Entscheidung galt verbindlich. Das Bundesverfassungsgericht urteilte dann jedoch, dass dieses Letztentscheidungsrecht des Vaters gegen die im Grundgesetz garantierte Gleichberechtigung von Mann und Frau verstößt, und erklärte die entsprechenden Vorschriften deshalb für nichtig. Familienfotos sehen unter anderem deshalb heute anders aus – ein Letztentscheidungsrecht des Vaters muss nicht mehr fotografisch in Szene gesetzt werden. Wer seine Kindheit in den 1950er- und 1960er-Jahren in einer kleinbürgerlichen Welt erlebte, in einer Welt also, die eher nicht zum Berufsfotografen ging, der erinnert sich an die großen Säuberungsrituale: Erst war, so schon vorhanden, das Auto dran, dann der Mensch. Immer am Samstag wurde gewaschen und gebadet, das Badewasser für die Familie kam nicht einfach aus der Leitung; es musste erst kompliziert erhitzt werden; und dann wurden die Kinder entweder zusammen oder nacheinander in die Wanne gesteckt – im selben Wasser, es musste ja gespart werden. In den Wirtschaftswunderjahren sollten die Kinder sauber, adrett und wohlgezogen sein, die Mädchen mit Schleifen im Haar, die Jungen im sonntäglichen Matrosenanzug. Der »Diener« und der »Knicks« gehörten zum guten Ton für Kinder.

»Kinder, die was wollen, kriegen was auf die Bollen.« Bollen war der Po, und der Spruch war nicht aufs Ruhrgebiet beschränkt, sondern im gesamten deutschsprachigen Raum in Varianten verbreitet, von der Nachkriegszeit bis in die 1980er-Jahre. Nicht »ich will«, sondern »darf ich?«, höchstens ein »ich möchte« waren angesagt und erwünscht. Ab dem Beginn der 1960er-Jahre kümmerten sich die Erwachsenen in erster Linie darum, dass sich das Wirtschaftswunder in neuen Wohnzimmer-einrichtungen, Waschmaschinen, Kühlschränken, Plattenspiellern, Elektroherden und Staubsaugern manifestierte.

Das Wunder schlug Salto; und viele der Jungen hielten diesen Salto für einen Salto Mortale. Das Unbehagen an der Spießigkeit, den Klassenbarrieren und der Selbstgefälligkeit der bürgerlichen Mehrheitsgesellschaft wuchs. »Spiel nicht mit den Schmuddelkindern«, das Lied des Liedermachers, Schriftstellers und Rechtsanwalts Franz Josef Degenhardt aus dem Jahr 1965 wurde zur Metapher für bürgerliche Abgrenzung und soziale Ausgrenzung. Es erzählt von einem bürgerlichen Jungen, der mit Arbeiterkindern (»Schmuddelkindern«) spielen möchte, von Mutter, Vater

und Pastor aber zur Distanz und zum Aufstieg in die »Oberstadt« gedrängt wird. Degenhardt wurde zur Ikone der bundesdeutschen Protestkultur, seine Lieder schlichen sich schon ein paar Jahre vor 68 an 68 heran. Es kamen die antiautoritäre Revolte, die Hausbesetzungen und die wütenden Proteste gegen den Radikalenerlass und die Berufsverbote. Es kamen die bohrenden Fragen der Jungen nach der NS-Vergangenheit, von der die Alten nichts mehr wissen wollten. Und es kam der Spott der Jungen über »Vatis Argumente«, die Franz Josef Degenhardt unter diesem Titel im Jahr 1968 ironisierte und die immer auf dasselbe hinausliefen: »Ärmel aufkrempeln, zupacken, aufbauen.«

War die von Degenhardt verspottete Zeit die gute alte Zeit? War sie es in den Aufbau- und Anpackjahren nach dem Krieg, die später nicht nur Kanzler Helmut Kohl und Kanzlerin Angela Merkel beredt beschworen, sondern 2026 auch Kanzler Friedrich Merz? Oder war die gute alte Zeit viel früher, nämlich damals, als die Kinder ihre Eltern noch siezten und ihrer Frau Mutter und ihrem Herrn Vater Handküsse zur guten Nacht gaben? War sie es, als Kinderbücher wie »Der Struwwelpeter« beliebte Instrumente der schwarzen Pädagogik waren? War die gute alte Zeit also damals, als das Wort »elterliche Gewalt« noch im Wortsinn zu verstehen war?

Es gibt einen Film des österreichischen Regisseurs Michael Haneke aus dem Jahr 2009 darüber. Er heißt »Das weiße Band«, Untertitel »Eine deutsche Kindergeschichte«, und handelt von unerbittlicher Moral und von einem autoritären, kinderfeindlichen Zeitgeist. Er spielt 1913/14 in einem Dorf in Norddeutschland, in dem der scheinheilige Pastor seine Kinder misshandelt und ihnen als Mahnung zur Tugend das »weiße Band« um den Oberarm bindet. Die Geschichte zeigt, was so zugerichtete Kinder dann anrichten können. Die Botschaft des Films lautet: In diesem Klima von Befehl und Gehorsam, von Scheinheiligkeit und Repression ist eine Generation herangewachsen, die dann zum Gehilfen und Vollstrecker der mörderischen Maschinerie des Nationalsozialismus geworden ist.

Eine alte Geschichte? Plusquamperfekt? Nur auf den ersten Blick. Nachfolgend eine Passage aus Regeln zur körperlichen Züchtigung von Kindern durch ihre Eltern: »Art und Maß der Züchtigung muss sich nach der körperlichen Beschaffenheit des Kindes, nach seinem Alter, nach der Größe seiner Verfehlung und nach seiner allgemeinen sittlichen Verdorbenheit richten. Rechtfertigen diese Umstände die Anwendung solcher Züchtigungsmittel, die eine nachhaltige und schmerzhaftige Wirkung hervorrufen, so wird regelmäßig anzunehmen sein, dass damit die Grenzen einer vernünftigen Züchtigung nicht überschritten sind.« Diese Sätze stammen nicht aus einem vorsintflutlichen Erziehungsratgeber, sie stammen nicht aus der Kaiserzeit, sie stammen auch nicht aus der fundamentalistischen Schrift einer religiösen Sekte. Es handelt sich vielmehr um höchstrichterliche Rechtsprechung, die Sätze stammen vom Bundesgerichtshof aus dem Jahr 1952. Damit billigten die Richter in Karlsruhe damals, was Eltern mit ihrer 16-jährigen Tochter Irmgard Drakonisches anstellten.

Die Tochter hatte, wie die Richter missbilligend feststellten, »trotz ihrer Jugend sexuelle Kontakte«. Daraufhin band der Vater, wenn er aus dem Haus ging, die Tochter am Stuhl fest. Ein andermal schoren die Eltern der Tochter so verunstaltend die Haare, dass sie sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen konnte. »Das Festbinden und das Kurzscheren der

Haare kann nicht als quälende Behandlung angesehen werden«, stellten die Richter fest und bewerteten die Züchtigungen als zulässige und verständliche Erziehungsmaßnahme. So war und so blieb es bis weit hinein in die Lego- und Modelleisenbahnzeit. Die Kinder wurden zwar mehr und mehr mit Dingen ausgestattet, aber noch lange nicht mit Rechten.

Comics wie *Fix und Foxi* und *Micky Maus*, die bei den Kindern in den 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahren Kult waren, galten bei christlich-konservativen Lehrern und bei Jugendschützern als »Schundhefte«. Schund und Schande waren aber in Wahrheit die Urteile, mit denen Gerichte das Verprügeln von Kindern verteidigten. Noch aus dem Jahr 1986 stammt, ebenfalls vom Bundesgerichtshof, die sogenannte Wasserschlauch-Entscheidung. »Christine war damals etwa acht Jahre alt und hatte seit ihrem fünften Lebensjahr erhebliche Erziehungsschwierigkeiten bereitet«, liest man im Urteil. Das Kind hatte die Brillen des Vaters und des Bruders sowie ein »teures Fernglas« kaputt gemacht. Daraufhin griff der Vater in Absprache mit der Mutter in vier Fällen zu einem, wie die Richter feststellten, »1,4 cm starken und in sich stabilen Wasserschlauch« und schlug dem Kind »jeweils mehrmals auf das Gesäß und auf die Oberschenkel, wobei jeweils rote Striemen entstanden.« Strafbare Körperverletzung? Mitnichten. Die obersten Richter hoben das Urteil des Landgerichts auf, das die Eltern zu Bewährungsstrafen verurteilt hatte. Eine gelegentliche Tracht Prügel sei durchaus zulässig, so die Karlsruher Richter damals, man müsse halt alle »objektiven und subjektiven Umstände des Tatgeschehens« sorgfältig prüfen.

Die schwedische Kinder- und Jugendbuchautorin Astrid Lindgren schrieb gegen solches Denken und solches Handeln an – mit fulminanter Poesie. Ihre Bücher waren ein Plädoyer für kindliche Fantasie und für jugendliche Freiheit; ihr Figurenensemble wurde zu einer populärkulturellen Großmacht: *Pippi Langstrumpf* erschien auf Deutsch 1949, also im Jahr des Grundgesetzes – und war ein Manifest der kinderfreundlichen Pädagogik. Das Datum 1949 verblüfft. Es gab damals Menschen, die ihr in Deutschland zum Durchbruch verhelfen, die schon unmittelbar nach dem Krieg andere Vorstellungen von Kindererziehung hatten. Zu nennen ist ihr deutscher Verleger Friedrich Oetinger, zu nennen ist Louise Hartung mit ihren Berliner »Montags-Lesekreisen«.

Pippi wurde, war und blieb für Generationen von Kindern Freundin, Trösterin und Vorbild. Lindgren stellte ein Mädchen ins Zentrum ihrer Geschichten, das sich den gängigen Autoritätsordnungen entzieht, das alleine lebt, die Schule schwänzt und enorme physische Kraft hat, diese Kraft aber nicht missbraucht. Pippis Streiche und Abenteuer prägten Kinder, Mütter und Väter, Omas und Opas, Onkel und Tanten. Und Pippi bekam Gefährtinnen und Gefährten: Michel aus Lönneberga, Ronja Räubertochter, Kalle Blomquist und Karlsson vom Dach. Immer liegt die Sympathie ganz klar beim renitenten Kind; da werden Bestrafungspraktiken nicht normativ gestützt, sondern eher lächerlich gemacht, da geht es um friedensorientierte Konfliktlösung, also um Gespräch statt Gewalt. In der katholischen Pfarrbücherei meiner kleinen oberpfälzischen Heimatgemeinde waren Pippi & Co die zerlesensten Bücher.

Astrid Lindgren schuf die mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen für die breite gesellschaftliche Akzeptanz einer gewaltfreien Erziehung. Als sie 1978 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt, fasste sie in ihrer Dankesrede ihre Botschaft so zusammen: »Niemals Gewalt!«



Plätzchen backen in den 1950er-Jahren.
Foto: Oscar Poss

Astrid Lindgren mit Darstellerin Inger Nilsson (rechts) bei den Dreharbeiten zu »Pippi in Taka-Tuka-Land«, 1969.

